

Gastkolumne

Ein diverses Land hilft nicht zwingend den Demokraten

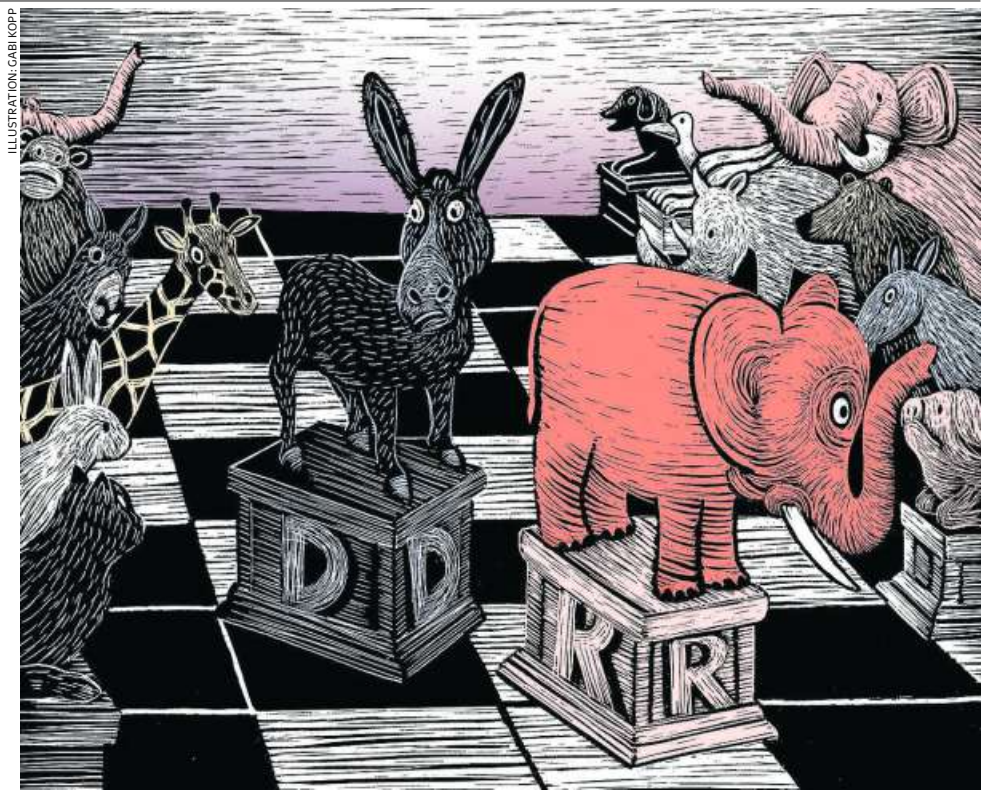
Die Ergebnisse der jüngsten Volkszählung haben für die USA wichtige politische Folgen – wie immer seit 1790



Claudia Franziska Brühwiler

Die Massen in den Grossstädten stärken ein gutes Staatswesen geradeso sehr wie Geschwüre einen gesunden Körper.» Das sagte der dritte US-Präsident, Thomas Jefferson. Sein Glaube, wonach das wahre Amerika auf dem Land und in der Agrarwirtschaft zu Hause sei, prägte die Abgeordneten noch viele Jahrzehnte lang. So ignorierten sie kurzerhand die Volkszählung von 1920, als es um die Neuverteilung der Sitze im Parlament ging, obwohl die Verfassung anderes verlangt hätte: Demnach liefern die Daten des Zensus seit 1790 alle zehn Jahre die Grundlage, um die 435 Sitze im US-Repräsentantenhaus zwischen den Gliedstaaten aufzuteilen und die Grenzen der Wahlbezirke neu zu ziehen. Die Daten von 1920 aber blieben folgenlos. Sie lösten stattdessen einen Konflikt aus über amerikanische Identität und die Anpassungsfähigkeit Nichtweisser. Den Abgeordneten vom Land missfiel es, dass die Industriestädte am stärksten gewachsen waren, und zwar dank nichtweissen Einwanderern, deren Integrationswille bezweifelt wurde. Diese Nichtweissen von 1920 waren katholische Iren, Italiener, Osteuropäer und Juden. Vor kurzem sind die Daten des Zensus von 2020 veröffentlicht worden, und auch sie bergen politischen Zündstoff. Anders als hundert Jahre zuvor wird es sich der Kon-

gress aber nicht erlauben können, den neuen Zensus zu ignorieren. 2020 stellen die Weissen mit 191,7 Millionen Einwohnern (beziehungsweise 203,9 Millionen bei Mehrfachnennung ethnischer Zugehörigkeit) noch immer die grösste Bevölkerungsgruppe der USA. Doch ihre absolute und relative Zahl ist stärker gesunken als erwartet: Neu liegt ihr Anteil an der Bevölkerung bei 57,8 Prozent, das sind 8,6 Prozentpunkte weniger als 2010. In sechs Gliedstaaten bezeichnet sich weniger als die Hälfte der Bevölkerung als weiss. Politische Einflussnahmen auf den Zensus sind so alt wie die Volkszählung selbst. Nicht einmal der erste US-Präsident, George Washington, nahm die Ergebnisse des Zensus von 1790 einfach hin. Enttäuscht ob der geringen Einwohnerzahl von 3,9 Millionen, beauftragte er seinen Aussenminister Thomas Jefferson, eigene Schätzungen vorzunehmen, die fortan zitiert wurden. Die Regierung Donald Trumps versuchte ihrerseits, aus politischen Gründen auf den Zensus von 2020 Einfluss zu nehmen, unter anderem indem die Einwohner nach ihrem Bürgerrecht gefragt werden sollten. Tatsächlich versprach sich die Regierung davon wohl Rückschlüsse auf die Zahl der papierlosen Migranten. Der Supreme Court strich die Frage wieder vom Formular. Nun, da die Daten der jüngsten Zählung vorliegen, werden sich die politischen Energien aber auf die Folgen des Zensus fokussieren: auf die Neueinteilung der Wahlbezirke. Da diese in den meisten Gliedstaaten von der Politik gemacht wird, nehmen die Wahlbezirke teilweise monströse Formen an. Die Regierungen versuchen sie so zuzuschneiden, dass die eigenen Wählergruppen eine Mehrheit haben und einem zu Sitzgewinnen verhelfen. Darum verspricht das Wachstum



Die Wahlbezirke nehmen teilweise monströse Formen an. Die Regierungen versuchen sie so zuzuschneiden, dass die eigenen Wählergruppen eine Mehrheit haben.

jener Bevölkerungsgruppen, die eher die Demokraten wählen, der Partei nicht zwingend einen Vorteil. Entscheidend ist, wer die Wahlkreise definieren darf. An den Zwischenwahlen im Herbst 2022 müssten die Republikaner nur fünf Sitze gewinnen, um das Repräsentantenhaus zurückzuerobern – und sie werden mehr Wahlbezirke definieren können als die Demokraten. Besonders in Texas dürfte sich die Wahlkarte darum verändern. Der Gliedstaat gilt nach jahrzehntelanger republikanischer Dominanz als nächster *battleground state*, den beide Parteien erobern könnten. Und gerade die texanischen Städte und Vorstädte wachsen und werden zusehends diverser, wovon die Demokraten profitieren müssten. Doch noch bestimmen in Texas die Republikaner über die Bezirksgrenzen, und sie werden hier freier agieren können als früher. Unter der Voting Rights Act von 1965 mussten verschiedene Gliedstaaten Veränderungen des Wahlrechts und eben auch ihrer Wahlbezirke dem Justizministerium vorlegen, um die Diskriminierung von Minderheiten zu verhindern. 2013 hob der Supreme Court diese Bestimmung auf, zum Schrecken vieler Bürgerrechtsgruppen. Letztlich werden die Republikaner aber für 2022 nicht nur auf veränderte Wahlbezirke setzen: *«Demography is not destiny»* – wer man ist oder welche Wurzeln man hat, sagt nicht zwingend, wen man wählt. So konnte Trump 2020 gerade unter den Latinos Wähler gewinnen. Wollen die Republikaner national erfolgreich sein, werden sie vermehrt neue und eben auch nichtweisse Wähler ansprechen.

Claudia Franziska Brühwiler lehrt an der Universität St. Gallen Amerika-Studien.

Medienkritik

Taliban haben auch TV SRF überrumpelt



Felix E. Müller

Für das Deutschschweizer Fernsehen SRF kam die Krise in Afghanistan etwas zu früh. Man erwachte gerade aus dem reduzierten Sommerbetrieb, als die Taliban innert Tagen die Macht in Kabul an sich rissen. Noch standen gewisse Sendegefässe nicht zur Verfügung, in denen sich die Ereignisse ausführlicher hätten darstellen lassen. Dieses Manko etwa mit Sondersendungen auszugleichen, schien am Leutschenbach keine Option gewesen zu sein. So erschien die Berichterstattung etwas ambitionslos. «Tagesschau», «Rundschau» und «10 vor 10» zeigten zwar viel eingekauftes Filmmaterial, aber es mangelte an Ansätzen zu vertieften Analysen. Mit einiger Verzögerung erst griff man auf die alten Schlachtrösser Ulrich Tilgner und Erich Gysling zurück und widmete dann am Freitag die erste «Arena» nach der Sommerruhe Afghanistan. Dabei zeigte sich, dass diese nicht taugt für solche Themen. Weil sie auf innenpolitische Konfrontation ausgelegt ist, wurde daraus – trotz Versuchen, den Fokus zu öffnen – eine Sendung zur Haltung gegenüber afghanischen Flüchtlingen. Hier die Linke, die für die Aufnahme Tausender plädierte, dort die Rechte, die sagte, es habe für niemanden mehr Platz – es war der schon fast rituelle Schlagabtausch über die Asylpolitik. Auch die Salonatmosphäre des «Club» ist für solche politischen Themen wenig geeignet. So vermisste man erneut ein Sendegefäss, das wirklich kundigen Fachleuten und Politikern eine vertiefte Diskussion von zentralen Aspekten internationaler Grosskrisen ermöglichen würde. In diesem Fall hätte man etwa die Frage aufwerfen müssen, ob in Afghanistan die linke Lieblingsidee des Nation-Building nicht endgültig gescheitert ist. Oder ob sich Frauenrechte in Drittweltländern tatsächlich nur mit Militärinterventionen sichern lassen.

Felix E. Müller ist Senior Advisor des SEF und daneben publizistisch tätig.

51 Prozent

Bekenntnisse einer Frau am Steuer



Nicole Althaus

Ich schreibe diese Kolumne ja nun schon seit Jahren, und hätte mir das jemand vorausgesagt, ich hätte ungläubig gelacht: Nach 100 Kolumnen ist jede Studie abgegrast und alles gesagt, was es zu Geschlechterfragen zu sagen gibt. Das Umgekehrte ist passiert. Das Geschlecht, ob angeboren, gefühlt, behauptet oder gewechselt, scheint Menschen heute mehr zu definieren als alles andere. Jeder Winkel des Alltags wird gendermässig seziert. Die Themen für die Kolumne gehen mir also nicht aus, dafür aber je länger, desto mehr die Lust, alles, was passiert, mit dem Geschlecht zu erklären. Es gibt im Leben Prägenderes als Hormone. Gestern zum Beispiel habe ich wieder einmal in einem Parkhaus das Auto gesucht.

Die Etage hatte ich mir zwar vorsorglich gemerkt, aber es fällt mir stets schwer, mich an den Hintern des Wagens zu erinnern, den ich gerade ausgeliehen habe. Ich bin dann jeweils froh, dass er mir zublinzelt, wenn ich auf den Schlüssel drücke. Ich glaube zwar, dass an meiner Auto-Agnosie weniger meine Gebärmutter als vielmehr das seelenlos gewordene Design moderner Karosserien schuld ist, aber trotzdem sehe ich darin ein vielversprechendes neues Studiengebiet für die Genderforschung. Und wenn wir schon dabei sind: Warum, bitte schön, gibt es den beleuchteten Spiegel auch 2021 nur in der Sonnenblende auf der Beifahrerseite? Im übrigen wird mir – von Männern, Frauen erstaunt das nicht – attestiert, eine ganz passable Autofahrerin zu sein. Ich kann sogar seitlich rückwärts einparkieren, wenn es sein muss, und am Steilhang ziemlich geschmeidig anfahren. Ich sitze gern am Steuer, vorab über Pässe. Trotzdem ist ein Auto für mich ein Gebrauchsgegenstand, dem ich nicht mehr Aufmerksamkeit entgegenbringe als meinen Schuhen, tendenziell eher weniger. Es muss mich von A nach B bringen, wenn die Schuhe allein nicht

reichen, um eine Strecke zurückzulegen oder etwas zu transportieren. Das war schon immer so. In Jugendjahren ärgerte ich mich zwar darüber, dass der Mann, mit dem ich gerade zusammen war, meine neue Frisur nicht bewunderte, und bemerkte selbst erst, dass er sich ein neues Auto zugelegt hatte, nachdem er mich darauf aufmerksam gemacht hatte. Es war schwarz statt dunkelgrau – die Marke? Keine Ahnung. Dafür erinnere ich mich bestens, dass er mich kurz danach mit seinen LA Trainer von Adidas entsorgte und auf Nike Air und eine neue Frau umstieg. Ich fand damals beide geschmacklos. Das einzige Auto, das ich stets auf Anhieb wiedererkannte, war der rote Deux-Chevaux, den meine Mutter jahrzehntlang gefahren hat. Sie fuhr ihn noch, als er längst einen Platz im Designmuseum bekommen hatte, und man hörte den Motor schon, wenn sie noch einen Kilometer vom Haus entfernt war. Das gab uns Kindern genug Zeit, die Spuren nicht erlaubter Tätigkeiten rechtzeitig zu entfernen. Damals gingen nicht viele Frauen einer bezahlten Arbeit nach. Meine Mutter tat es. Die anderen Mütter



Als ich selbst Mutter wurde, waren die Zweitwagen der Frauen vorab der motorisierte Beweis mütterlichen Ehrgeizes.

bemitleideten mich deswegen, ihre Töchter und Söhne hingegen waren neidisch. Der Deux-Chevaux war für die Mutter und uns Kinder Ausdruck von Freiheit. Später, als ich selbst Mutter wurde, waren die Zweitwagen der Frauen vorab der motorisierte Beweis mütterlichen Ehrgeizes. Sie waren meist gross und weiss und wurden gebraucht, um den Nachwuchs zu Förderkursen zu chauffieren. Ich hatte keinen Zweitwagen. Mir gefiel nicht, was er symbolisierte. Meine Älteste übrigens kann sich, wie ich damals, nicht dazu aufraffen, den Führerschein zu machen. Das Geld für die Fahrstunden investiert sie vorderhand in Schuhe. Und in ein stylisches Rennvelo, das einen Ledersattel hat und am Abend mit ins WG-Zimmer darf. Ich glaube, auch daran ist nicht die Gebärmutter schuld, sondern die Umwelt. Ihre Liebe zu Schuhen scheint mir hingegen ein wenig am doppelten X-Chromosom zu hängen und vielleicht gar genetisch vererbt zu sein.

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».